

Verena Kast

Abschied als Anfang

Leben ist Wandlung

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2024 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.verlagsgruppe-patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern
Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-8436-1551-8

Inhalt

Einleitung	9
1. Alles kann auch anders sein	11
Die Zukunft ist ungewiss, unverfügbar, offen	11
Die eine Gewissheit: Tod und Geburt	15
2. Vom Umgang mit Sterblichkeit und Geburtlichkeit	16
„Abschiedlich leben“	16
Das Sich-Verändernde und das Vertraute	17
Wilhelm Weischedel	18
3. Grundhaltungen als Basis der skeptischen Ethik ..	21
Offenheit, Abschiedlichkeit und Verantwortlichkeit als Grundhaltungen	21
<i>Offenheit</i>	21
<i>Abschiedlichkeit</i>	21
<i>Verantwortlichkeit</i>	22
Abschiedlich leben	23
4. Die Geburtlichkeit	25
Der Mythos des göttlichen Kindes	26
Abschiedlichkeit und Neuanfang im Gedicht „Stufen“ von Hermann Hesse	29
5. Abschiedlich existieren – Irvin D. Yalom	33
Dem Tod ins Auge sehen in der Psychotherapie	33
Todesangst in Träumen als Weckruf	37
6. Grenzsituationen – Karl Jaspers	43
Der Tod des Nächsten im Gedicht „Memento“ von Mascha Kaléko	47

7. Das Gilgamesch-Epos: Der Tod des Freundes.	48
Der Verlust des Nächsten.	56
8. Sterben lernen – leben lernen	58
Wie erleben Sterbende ihren nahenden Tod?.	58
Was ist nach dem Tod? Jetzige Jenseitsbilder.	61
Die Antwort der Dichterin Marie Luise Kaschnitz	64
An den Tod denken – eine Form der Lebenskunst?.	65
9. Die Freude am Dasein	68
Positive Emotionen.	68
Wie finden wir zur Freude?	71
10. Soziologie des Verlusts.	73
Nostalgische Tagträume – nostalgische Emotionen	76
Restaurative Nostalgie – reflektive Nostalgie	77
11. Trauern: das Paradigma für den Umgang mit Verlust.	81
Verlust und Bindung.	82
Das Beziehungsselbst	84
Das eigene Leben leben	88
Der Trauerprozess	92
<i>Der Schock.</i>	93
<i>Das Ritual der Beerdigung</i>	93
<i>Aufbrechende chaotische Emotionen.</i>	95
<i>Exkurs: Die Blockade durch Schuldgefühle</i>	96
Positive Emotionen im Trauerprozess.	103
Erinnerungen bleiben uns erhalten	107
Die Geschichten und die realistischeren Erinnerungen	109
Träume, in denen Verstorbene vorkommen	114
Der neue Selbst- und Weltbezug	116

12. Weiterleben nach einem Schicksalsschlag	120
Das Leben hat keinen Sinn mehr	120
Vom Umgang mit Sinnverlust in einem Trauerprozess.	121
<i>Und dann stellte sich die Frage nach dem Sinn.</i>	125
<i>Der Sinn fehlt noch immer</i>	130
<i>Ich könnte noch alles Mögliche machen</i>	135
Komplizierte Trauer	137
Depressive Struktur	140
 13. Reifen durch den Trauerprozess	 143
Wachsen an einem Schicksalsschlag	144
Die Bedeutung der Innenwelt	148
Der Trauerprozess als Paradigma für den Umgang mit Wandlungsprozessen	150
<i>Kreativität als Grundbegabung.</i>	150
Neue Perspektiven: Was wären wir ohne Vorstellungen?	153
 Anhang	 157
Anmerkungen	157
Literatur	160
Zitatnachweis	166

Einleitung

Letztlich ist das Leben unverfügbar, die Zukunft ist offen, nicht festgelegt. Das ermöglicht es uns, immer wieder etwas neu zu beginnen, kreativ zu sein, Möglichkeiten auszuloten, im Fluss des Lebens zu sein. Wann immer wir aber auch etwas beginnen, tritt anderes in den Hintergrund – oder wir verlieren es sogar. Jede kreative Handlung ist in diesem Sinne auch destruktiv. Dieser Dynamik entspricht, dass Menschen geboren werden, in eine Weltgeschichte und in eine Familiengeschichte hinein, dass Menschen aber auch letztlich sterben müssen. Geburt und Tod finden im Miteinander der Menschen statt.

Geburt und Tod – das prägt unser Leben, wobei die Geburt als etwas sehr Positives, Lichtvolles gesehen wird, der Tod als Gegensatz dazu als düster, dem man nicht entkommt, ein Verhängnis, das es zu vermeiden gilt. Wir können aber nichts Neues beginnen, wir können nicht im Fluss des Lebens sein, wenn wir nicht immer auch etwas loslassen, etwas sterben lassen, etwas enden lassen können. Wenn wir den Tod akzeptieren können, werden uns das Leben und das Lebendige kostbar.

Ein gutes Leben entsteht, wenn wir den beiden Strömungen Platz einräumen in unserem Leben: wenn wir Abschied nehmen von Überlebtem, loslassen, so dass wir die Hände wieder frei haben, um Neues anzugehen, und dieses auch tatsächlich tun. Die Frage, wie wir mit

dem letzten Tod umgehen, färbt auch unseren Umgang mit den alltäglicheren und ebenso mit den nicht so alltäglichen Verlusten. In einer Zeit wie der unseren, in der viele, wohl grundlegende Veränderungen uns beunruhigen, scheint es mir wichtig, diese Grundbewegungen des Lebens zu bedenken und dabei vor allem auch den Trauerprozess als paradigmatischen Prozess des Umschlags von Verlust zu einem neuen sich Einlassenkönnen auf das Leben mit neuen Vorstellungen zu verstehen.

In diesem Buch versuche ich, diese Grundbewegungen des Lebens unter dem Stichwort der „abschiedlichen Existenz“ als einer Haltung von verschiedenen Seiten aus zu beleuchten und dadurch Anregungen für den Umgang mit der Endlichkeit, aber auch mit der Geburtlichkeit zu geben. Der Text ist aus Vorlesungen auf den Tagungen der Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie (IGT) 2022 und 2023 entstanden. Die spontane Art mündlicher Formulierung wurde beibehalten.

Ich danke meiner Lektorin Dr. Christiane Neuen für die wie immer sehr angenehme, inspirierende Zusammenarbeit.

I. Alles kann auch anders sein ...

Die Zukunft ist ungewiss, unverfügbar und offen

Vieles in unserem Leben ist ungewiss, unverfügbar und entzieht sich unserer Kontrolle. Wir nehmen an, dass wir eine offene Zukunft haben; wie diese aussehen wird, das entnehmen wir unseren Vorstellungen – wir verlängern die Gegenwart, oder auch einen Teil der Vergangenheit, in die Zukunft in unserer Imagination, reichern diese an mit unseren Wünschen für ein gutes Leben, oder aber wir verdüstern sie mit unseren Befürchtungen. Ob all das so eintrifft, wie wir es uns vorstellen, wissen wir nicht. Und meistens kommt es bekanntlich anders, als man denkt. Nicht unbedingt schlechter, es kann auch besser sein.

Die Zukunft ist unverfügbar. Was in der Zukunft geschehen wird, ist ungewiss. Vieles ist unvorhersehbar – es gibt viele Kontingenzen, Zufälligkeiten –, und wir Menschen hätten es doch gerne vorhersagbar, damit wir uns auch darauf einrichten können. Und so gehen wir oft davon aus, dass unsere Vorstellungen von der Zukunft sich in der Zukunft auch realisieren müssen. Natürlich gibt es auch Vorhersagen, auf die wir uns beziehen können: Es gibt die Wahrscheinlichkeiten, die durchschnittliche Erwartung, und dennoch bleiben Ereignisse in der Zukunft unsicher. Um diese Wahrscheinlichkeiten bemühen wir uns sehr: Wir Menschen geben uns große Mühe zu wissen, was immer man

wissen kann, zu kontrollieren, was immer man meint, kontrollieren zu können, Prognosen zu stellen – und wo das nicht geht, befragen wir ein Orakel. Wir versuchen mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln, die Bedrohungsszenarien zu minimieren. Und trotz aller Anstrengungen kommt es doch wieder anders, als man es sich vorgestellt hat. Man kritisiert, die Voraussagen seien zu wenig präzise, aber sie können nicht wirklich präzise sein, denn die Zukunft ist letztlich unvorhersehbar – das ist eine anthropologische Konstante. Vom vermeintlich sicher Erwartbaren müssen wir immer wieder Abschied nehmen. Der Angst können wir Menschen nicht entgehen: Wir entwickeln Vorstellungen der Bedrohung, und die Vorstellungen der Zuversicht treten in den Hintergrund.

Die Zukunft ist unverfügbar, deshalb geheimnisvoll, voll von Versprechen, voller Abgründe. Und das weckt auch unser Interesse, nicht nur die Angst. Die Emotion „Interesse“ ist bezogen auf die Zukunft, aber sie ist von einer ganz anderen Stimmung getragen als die Angst: Etwas Spannendes wird erwartet, etwas, das einen mit neuem Lebenselan erfüllt, man macht sich Vorstellungen von etwas Faszinierendem, Aufregendem – oder vielleicht auch nur von etwas noch nicht Gekanntem. Vielleicht ist auch eine leise Angst damit verbunden, gerade so viel, dass Angstlust spürbar wird.

Interesse kann sowohl der Liebe zum Unbekannten entspringen, man spricht dann von einer Interessensneugier, als auch der Intoleranz gegenüber dem Unbekannten, der Deprivationsneugier.¹ Interessensneugierige lieben das Gefühl der Ungewissheit, sehen

Ungewissheit als interessante Herausforderung, etwas Neues zu erfahren, kreativ zu sein. Sie gehen optimistisch an die Unsicherheit heran, hoffen auf positive Entdeckungen. Deprivationsneugierige fühlen sich dagegen mit Unsicherheit weniger wohl; etwas nicht zu wissen, ist ihnen unangenehm. Dementsprechend versuchen sie, möglichst viel zu lernen und zu erfahren, um Negatives zu vermeiden, um gegen Bedrohungen gewappnet zu sein. Whitecross und Smithson, die aufgezeigt haben, dass diese zwei Formen von Interesse auch eine Möglichkeit sind, angesichts der Unsicherheit der Zukunft die Emotionen zu regulieren, kommen zum Schluss, dass beide Formen des Interesses wichtig sind. Sie raten aber dennoch den Deprivationsneugierigen, die in ihrer Neugier ausdauernder sind als die Interessensneugierigen, sich mehr in positiven Spekulationen zu üben, zur Neugier aus Interesse zu schwenken, weniger die Angst abwehren und sich mehr der kreativen Lust zuzuwenden.² Es gibt nicht nur die Angst vor der ungewissen Zukunft, es gibt auch die Lust auf Neues; es gibt nicht nur die Szenarien der Katastrophe, es gibt auch hoffnungsgesättigte Vorstellungen von der Zukunft.

Die Zukunft ist offen: Wie wirkt das auf uns? Sehen wir einen gähnenden dunklen Abgrund oder blühende Bäume? Angst oder freudiges Interesse? Dass die Zukunft unverfügbar ist, kann faszinieren, öffnet Spielräume für Entscheidungen, fordert unsere Imagination, die Vorstellungskraft, die Kreativität heraus. Es könnte so oder auch so sein – die nahe Zukunft scheint uns noch überschaubar. Aber dann ändern sich plötzlich die Rahmenbedingungen, und man muss wieder im-

provisieren. Wir haben nicht alles im Griff, können nicht alles im Griff haben, und das ist nicht unser persönliches Versagen, das ist so, weil die Zukunft unverfügbar ist, weil dies das Leben ist, wie es ist. Beim Alten können wir auch nicht bleiben, so vieles vergeht, geht verloren. Wir Menschen beginnen ja auch gerne etwas Neues – und das können wir, weil unvorhersehbar ist, was in der Zukunft geschehen wird. Wir beginnen etwas, und dann entwickelt es sich, und wir haben keine Kontrolle über die Folgen: Andere Menschen beteiligen sich, Rahmenbedingungen ändern sich, und wir Menschen selbst sind auch nicht sehr zuverlässig ... Wir haben die Freiheit der Wahl, aber wenn wir wählen, schließen wir viele andere Optionen aus – und: Was sind die Wirkungen dieser Wahl? Hat sie gravierende Nachteile für andere Menschen? Wenn wir Neues in die Welt setzen, ist letztlich unvorhersehbar, was damit geschieht. Es ist ein Risiko, wir können scheitern. Und dennoch sind wir meistens zuversichtlich, dass es schon „funktionieren“, zu einem guten Ende führen wird. In traditionellen Gesellschaften hat der Glaube geholfen, wenn man konfrontiert war mit Nichtwissen, mit Schicksal, das nicht zu kontrollieren war; heute versucht man, Unsicherheitszonen zu kontrollieren, mit Macht, mit Kooperation, mit Konkurrenzstreben. Doch das hilft immer nur vorübergehend: Die Unsicherheit ist ein Strukturelement des menschlichen Lebens, Zusammenlebens und Handelns.

Alles ist immer im Fluss, verändert sich, kann immer auch anders sein. Gewiss ist allerdings, dass wir sterben werden. – Noch.

Die eine Gewissheit: Tod und Geburt

In diesem so ungewissen Leben gibt es aber Gewissheiten: Alle Menschen sind Sterbliche, der Tod ist uns gewiss – wenn es auch ungewiss ist, wann und wie er uns ereilt. Und es ist auch gewiss, dass immer wieder Menschen geboren werden, dass sich mit jedem Menschen, der geboren wird, auch ein Raum von Möglichkeiten eröffnet.

Und: Der Tod des Nächsten ist auch gewiss. Und dieser Tod ist uns näher als der eigene Tod, weil wir mit dem großen Verlust, der großen Veränderung im Leben leben müssen; wir müssen überleben, wir dürfen überleben. Nirgends wie beim Tod des Nächsten wird uns so deutlich, dass mit jedem Menschen, der stirbt, eine „ganze Welt“ untergeht: das Beziehungsnetz, das er gestaltet, die Werke, die er im Laufe des Lebens hervorgebracht hat, das Wissen, das er oder sie angesammelt hat, die Weisheit, das Können, die Freuden, die Krisen, die er oder sie bewältigt hat, wie er als einmalige Person in der Welt war, was ihn oder sie letztlich ausgemacht hat.

Tod, das bedeutet immer auch ein endgültiges Ende, Geburt einen radikalen Anfang. Bei jeder Geburt beginnt etwas Neues, eine neue Welt entsteht. Im Leben beenden wir immer wieder etwas, wir beginnen aber auch immer wieder etwas. Unsere Sterblichkeit und damit die Erfahrung von Vergänglichkeit müssen wir mit unserer Fähigkeit zusammensehen, immer auch neu beginnen zu können. Nicht nur die Sterblichkeit ist uns gewiss, sondern auch die Natalität, die Geburtlichkeit, wie Hannah Arendt das nennt.³

2. Vom Umgang mit Sterblichkeit und Geburtlichkeit

„Abschiedlich leben“

Abschiedlich leben meint, dass man sich einlässt auf das Leben, es gestaltet, dass man auch immer wieder etwas loslässt, wenn es notwendig ist. Abschiedlich zu leben ist die Antwort auf das existentielle Grundthema von Sterbenmüssen und Geborenwerden, so Wilhelm Weischedel. Der Philosoph Weischedel, von dem der Ausdruck „abschiedlich leben“ stammt, schreibt: „Die Abschiedlichkeit ist die gemäße Antwort des Skeptikers [dessen, dem alles fraglich ist, V. K.] auf den Anblick der Vergänglichkeit, die alles Wirkliche bestimmt und durchherrscht.“⁴

Weil wir Menschen sterblich sind, müssen wir auch schon im Leben immer wieder von vielem, in dem wir uns aufhalten, Abschied nehmen. Es ist ein Abschied in zwei Richtungen: Abschied in Bezug auf uns selbst, indem wir von Selbstbildern immer wieder Abschied nehmen müssen, denn auch wir verändern uns ständig, aber auch Abschied in Bezug auf die Welt, in der wir heimisch sind, die sich aber ständig verändert, so dass wir uns nicht mehr heimisch fühlen.

Das ist eine recht radikale Form des abschiedlich Existierens, und das abschiedliche Existieren ist in Weischedels Verständnis eine Grundhaltung dem Leben gegenüber, das eben den Tod und damit ein Ende, ein

immer wieder Enden – nicht nur ein einziges Ende, sondern ein immer wieder Enden und damit aber auch ein immer wieder Beginnen – kennt und akzeptiert. Den letzten Triumph – das wissen wir alle – aber hat das Ende. „Denn der Tod“, so Weischedel, „ist nicht nur der mehr oder weniger ferne Abschluß des Lebens; er ragt in jedem Moment in dieses herein. In jedem Verschwinden der Zeit, in jedem Älterwerden ist er gegenwärtig.“⁵

Das Sich-Verändernde und das Vertraute

Stellen wir uns ein Bächlein vor, das fließt. Wir können die Umgebung wahrnehmen, in der dieses Bächlein fließt – und das Wasser fließt immer weiter. Vielleicht sehen wir, wie das Bächlein breiter wird, neue Zuflüsse hat, auch anders klingt. Kommt das Wasser zu einer Stelle mit vielen Steinen, kann es etwas aufgehalten, gestaut werden; aber das Wasser findet seinen Weg. Alles fließt, alles verändert sich, nichts muss bleiben, wie es ist, nichts kann bleiben, wie es ist: abschiedlich, aber nicht nur unter dem Aspekt des Immer-weitergehen-Müssens, sondern auch unter dem Aspekt, dass immer wieder neues Wasser nachkommt, dass es eine Quelle gibt, die immer wieder etwas neu werden lässt. Und da ist auch Bleibendes: die größeren Steine, die Umgebung, die Bäume.

Angesichts von Unsicherheit fragt man nach Vertrautem. Die Unverfügbarkeit der Zukunft auch mit den unvorhergesehenen Folgen unseres Handelns – sie

ist auch eingebettet in die stabile Beschaffenheit der Welt. Das sind die Dinge, die uns umgeben: das Haus, die Naturdinge, Steine, Berge, Bäche, Pflanzen, schöne Dinge, die kulturellen Artefakte. Diese Aspekte arbeitet Aida Bosch⁶ in Auseinandersetzung mit Heidegger, Plessner und Scheler heraus. Es geht um die Verlässlichkeit des schon immer Vorhandenen, dem wir uns auch zugehörig fühlen und das „immer“ vorhanden ist.

Wilhelm Weischedel

Wilhelm Weischedel wurde 1905 in Frankfurt am Main geboren, 1975 starb er in Berlin. Als Philosoph war er Professor an der Freien Universität Berlin.

Weischedel wuchs in einem pietistischen schwäbischen Elternhaus auf, besuchte die Schule in Stuttgart, machte dort Abitur, studierte dann in Marburg zunächst Theologie bei Paul Tillich und Rudolf Bultmann und anschließend Philosophie bei Martin Heidegger und Nicolai Hartmann. Er promovierte 1933 bei Heidegger in Freiburg mit einer Arbeit über das Wesen der Verantwortung. Aufgrund der politischen Situation kam es zu einer Entfremdung zwischen ihm und Heidegger: Weischedel bekam keine Stelle an der Universität, und er arbeitete zunächst – obwohl habilitierter Philosoph – als Prüfer bei der Wirtschaftsberatung Deutscher Gemeinden. Nach dem Krieg durfte er dann endlich lehren: Ab 1946 war er außerordentlicher Professor in Tübingen und ab 1953 ordentlicher Professor für Philosophie an der Freien Universität Berlin.

Eine seiner wichtigsten Veröffentlichungen ist sein 1976 erschienenes Buch *Skeptische Ethik*⁷.

Weischedel verstand sich als „skeptischer Philosoph“. „Skeptiker“ gab es unter den Philosophen schon seit der Antike: Alles, was ist, muss einer genauen Prüfung unterzogen werden. Philosophen der Gegenwart, die sich Skeptiker nennen, untersuchen die Vielfalt der möglichen Aspekte einer Situation, legen sich nicht leicht fest, sind überzeugt davon, dass vieles, auch Widersprüchliches, möglich ist. Die Skeptiker verstehen sich als Gegenprogramm zu den Dogmatikern, die von sich behaupten, beweisbare, richtige Aussagen über die Wirklichkeit machen zu können. Im Skeptizismus geht man grundsätzlich davon aus, dass es verschiedene Aspekte einer Sache gibt. Unter Skeptizismus fallen die philosophischen Richtungen, die das systemische Hinterfragen zum Prinzip des Denkens erheben. Dieses Denken steht auch hinter unserem heutigen Wissenschaftsverständnis. Es geht nicht einfach um den blanken Zweifel, den man oft mit Skeptizismus verbindet, sondern um das systematische Hinterfragen von dem, was ist. Die Konsequenz ist: Es gibt nicht die *eine* Wahrheit, sondern es gibt verschiedene Wahrheiten, sogar eher Wahrscheinlichkeiten, und um die muss man sich immer wieder neu bemühen. Da die Skeptiker bezweifeln, dass es ein *einziges* Wahrheitskriterium gibt, stehen sie immer im Konflikt mit den Dogmatikern, die eben in der Regel eine Wahrheit haben. Skeptiker erforschen und sie denken gründlich nach, gemäß ihrer Überzeugung: Es gibt eine Vielfalt von Erkenntnissen, und diese Vielfalt muss man in ihrer Vielfalt stehen

lassen. Die Skeptiker folgen dem, was sich für sie bewährt hat. Angesichts der vielen möglichen Sichtweisen haben sie Schwierigkeiten, sich auf etwas Bestimmtes festzulegen; sie verteidigen auch nicht, was sie vermuten, denn andere Sichtweisen können ebenso gültig und auch ebenso sinnvoll sein.

Die skeptische Position, die Weischedel einnahm, ist auch eine typische Position in der Geistesgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg. Man spricht sogar gelegentlich von der skeptischen Generation.⁸ Diese Generation konnte oder wollte nach dem Krieg nicht mehr so einfach an Dogmen glauben.

Weischedel geht davon aus, dass man das tiefste Wesen der Wirklichkeit nicht einfach ergründen kann, sondern dass man immer danach fragen muss. Man weiß auch nicht, ob das Leben einen Sinn hat oder sinnlos ist. Aber man muss konstant danach fragen, statt dogmatisch darüber zu befinden.

3. Grundhaltungen als Basis der skeptischen Ethik

Offenheit, Abschiedlichkeit und Verantwortlichkeit als Grundhaltungen

Offenheit

Offenheit bedeutet, dass man sich grundsätzlich offenhält für neue Möglichkeiten: Es gibt nicht nur die eine Möglichkeit, an der man meint, festhalten zu müssen, sondern es gibt immer mehrere, auch unerwartete Möglichkeiten. Zur Offenheit gehört auch die Zuwendung zu anderen Menschen und zur Welt, aber immer schon mit dem Gedanken der Abschiedlichkeit im Hintergrund. Beziehungen zu anderen Menschen, aber auch zu den Dingen der Welt werden von Weischedel als wichtig erachtet und damit verbunden die Entschlossenheit, die Zukunft zu gestalten, die Welt zu verändern.⁹ Aber alles immer auch auf Widerruf. Miteinander immer wieder etwa neu zu beginnen.

Abschiedlichkeit

Abschiedlichkeit versteht Weischedel als die Einwilligung in ein kontinuierliches Abschiednehmen. Menschen müssen immer wieder Abschied nehmen von dem, was uns lieb, wichtig und vertraut ist, aber auch von dem, was uns Halt und Orientierung gibt und unseren Alltag bestimmt: Beziehungen, beruflichen Situationen, Denkprozessen, auch einem „Engagement“.